

Adoptivelternschaft

Elternschaft handelt von Verbindlichkeit, Vertrautheit und Verantwortung.

Welche Bedeutung der genetischen Abstammung beizumessen ist, muss aber jede Gesellschaft für sich und immer wieder neu beantworten. Auch wenn menschliche Reproduktion sich überall gleich gestaltet, ist kein Elternschaftssystem universal. Elternschaft ist nicht natürlicher Fakt, sondern empirisches Phänomen und gesellschaftliche Konstruktion, sie gehört zu den ältesten kulturellen und damit auch rechtlichen Praktiken überhaupt. Elternschaft ist eine Konvention. Und wegen ihrer eminent großen persönlichen und gesellschaftlichen Bedeutung, ist sie heftig umkämpft. Elternschaft wird seit jeher erstritten, befürchtet, erhofft, verheimlicht, aufgelöst und verweigert.¹

Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt.²

Ziel meiner Ausführungen ist es, zunächst kurz den Wandel im Adoptionsgeschehen seit den 80er Jahren aufzuzeigen: den Weg von der Inkognitoadoption zur offenen Adoption. Vor diesem Hintergrund werden die Besonderheiten der Adoptivelternschaft hervorgehoben: Normalität wird in der Adoptivfamilie anders erreicht als im bestehenden Normalitätsmuster der blutsverwandten Kleinfamilie. Von daher weist ein Familienleben mit doppelter Elternschaft, das meist aus einer Notsituation heraus entsteht, eigene Gefährdungen und Diskreditierbarkeiten auf, die in der ‚Normalfamilie‘ nicht bestehen. Eingegangen wird auf Vorurteile gegenüber Adoptivfamilien und auf den Hintergrund dieser Vorurteile: auf den Tabubruch, der in der Fremdadoption stattfindet: die Trennung vom blutsverwandten Kind. Diese Trennung wird diskreditiert in einer Gesellschaft, welche die Festigkeit von Familienbanden in der gemeinsamen Abstammung begründet sieht. In der Diskreditierung dieser Trennung wird das eigene Normalitätsmuster bestätigt und gefestigt. Entgegen der einseitigen Fundierungsmöglichkeit durch Abstammungsbeziehungen heben meine Ausführungen hervor, dass Familiengemeinschaft nicht durch Biolo-

gie, sondern durch ein ‚*doing family*‘ konstituiert, zusammengehalten und immer wieder erneuert wird.

I. Von der Inkognitoadoption zur offenen Adoption

Immer haben Adoptionsgeschichten einen katastrophalen Anfang – und zwar für alle direkt Beteiligten: für die Herkunftseltern, für die Kinder und für die annehmenden Eltern. Die Vermittlungsstellen haben es in diesem Personenkreis mit verschiedenartigen Notsituationen zu tun. Eltern in Not trennen sich von ihrem Kind und willigen schweren Herzens in eine Fremdadoption ein. Für AdoptionsbewerberInnen ist die Adoption eines Kindes meistens ein Ausweg aus der Notsituation ungewollter Kinderlosigkeit. Die betroffenen Kinder, die in Adoptivfamilien aufwachsen, haben oft mehrere Beziehungsabbrüche hinter sich. Dass aus solchen Adoptionsgeschichten mit einem schwierigen Anfang alsdann glückliche Menschen erwachsen können, erfordert neben Vorbereitung und Nachdenklichkeit auch eine Portion Glück und Unbeschwertheit, die sich einstellen kann, wenn für das Glück, das kommt, „ein Stuhl bereitgestellt wird, auf dem es sich setzen kann“.³

Adoptivelternschaft ist eine besondere Form von Elternschaft, sie bildet – wie Christa Hoffmann-Riem ausdrückt⁴ – eine Normalität eigener Art. Diese Normalität eigener Art ist hier Thema. Im Zentrum der folgenden Überlegungen steht die Adoptivelternschaft, d.h. die Perspektive der annehmenden Eltern und nicht die des angenommenen Kindes⁵ oder der Herkunftseltern.⁶

Adoptivfamilien sind durch ein öffentliches Amt hergestellte, also evident ‚künstlich‘ konstituierte, Familien. Sie sind dadurch ein Spiegel von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen, denn MitarbeiterInnen von Adoptionsämtern realisieren durch die Adoptionsvermittlungen meistens gängige Familienvorstellungen. Früher, in den 20er-80er Jahren des letzten Jahrhunderts, waren die Adoptionsvermittlungsstellen noch sehr stark an folgender Normvorstellung orientiert: am Wunschbild einer bürgerlichen Biedermeierfamilie, gezeichnet von Spannungslosigkeit, Geborgenheit, Ruhe und Harmonie: Mann berufstätig, Frau zuhause, Mittelstand, nicht zu alt, religiös verankert, nicht zu extravagant. Die Familiengründungen durch staatliche Adoptionsvermittlung glichen früher oftmals dem Versuch einer nostalgischen Realisierung dieses Familienideals. Dadurch erwies sich die Adoptivfamilie manchmal (und auch heute noch) als ein letztes Reservat einer bürgerlichen Normalfamilie. Die staatliche Behörde entschied und entscheidet noch immer, welche Personengruppen ein Kind annehmen dürfen, ob PädagogInnen, PolizistInnen oder SwimmingpoolbesitzerInnen bei der Vermittlung bevorzugt werden, ob Alleinstehende oder nur Paare adoptieren dürfen, ob die BewerberInnen heterosexuell sein müssen. Sie entscheiden, zu welcher Familie ein Kind passt, bis zu welchem Alter BewerberInnen ein Baby aufnehmen dürfen, ob BewerberInnen überhaupt geeignet sind, ob sie risikofreudig, belastbar, kurz gesagt ‚ideale Eltern‘ für besondere Kinder sind.⁷

Seit einigen Jahrzehnten jedoch wandelt sich in einer veränderten Familienlandschaft auch die Adoptionslandschaft. Dieser Wandel zeigt sich in mehreren Hinsichten: In den letzten 20 Jahren ist eine Tendenz von der Inkognitoadoption zu offeneren Formen der Adoption zu verzeichnen. Diese Veränderungen der Vermittlungspraxis zeigen auch einen Wandel von Familienformen an. Das Normalitätsgefüge hat neue Züge bekommen. Eine andere grundlegende Veränderung liegt darin, dass die Auslandsadoptionen in dem Maße radikal zunehmen wie die Anzahl der ungewollt kinderlosen Paare und Einzelpersonen zunimmt. Da es in den westlichen Industriestaaten weit mehr adoptionswillige Paare als elternbedürftige Kinder gibt, werden sehr viel häufiger als noch vor zwei Jahrzehnten Auslandsadoptionen in Betracht gezogen und durchgeführt. Die erwähnte Vervielfältigung und Entnormung der Familienlandschaft bedeutet, dass die bürgerliche Normalfamilie in den Statistiken längst nicht mehr die führende Rolle spielt, selbst wenn diese Normalfamilie als prägende Vorstellung noch Biografieentwürfe bestimmt und als normierende Vorstellung herumgeistert.⁸ Entsprechend haben es Adoptivfamilien heute leichter, sie fallen weniger aus dem Rahmen als noch vor 20 Jahren. Demzufolge wird Adoption heute auch weniger tabuisiert. Kinder, die bei Adoptiveltern aufwachsen, kennen meistens ihre Herkunftsgeschichte von Anfang an. Dieses Erzählen der Herkunftsgeschichte ist außerdem keine einmalige Enthüllung mehr sondern begleitet die Familienmitglieder als selbstverständliche Geschichte.

Bei der früher praktizierten Inkognitoadoption kennen Herkunftseltern und Adoptiveltern sich nicht, sie haben meist keinerlei Informationen übereinander. In offenen Adoptionsformen dagegen wissen die Beteiligten mehr voneinander. Es werden beispielsweise Adoptionen durchgeführt, bei denen die Mutter ihr Kind den annehmenden Eltern selbst in die Arme legt. Wird das Inkognito der Adoptiveltern gegenüber den leiblichen Eltern des Kindes ganz oder teilweise aufgehoben, so spricht man von einer ‚offenen Adoption‘, wobei dieser Sammelbegriff eine große Bandbreite von Adoptionsformen umfasst, die von dem Einbezug der leiblichen Eltern in das Auswahlverfahren der AdoptionsbewerberInnen über ein einmaliges Zusammentreffen der biologischen mit den Adoptiveltern, den regelmäßigen Austausch von Briefen und eine größere Zahl formeller Kontakte (unter Anwesenheit des/r AdoptionsvermittlerInnen) bis hin zu fortlaufenden informellen oder freundschaftlichen Treffen reicht. Viele AdoptionsvermittlerInnen haben bereits Erfahrungen mit offenen Adoptionsformen gesammelt, aber diese Erfahrungen sind noch kaum beschrieben und wissenschaftlich ausgewertet worden.⁹

Die Inkognitoadoption als einzige und als ideale Vorstellung von Adoption erweist sich inzwischen als Auslaufmodell. Die Inlandsadoption ist im Verschwinden begriffen. Die Vermittlungsstellen weichen angesichts der Überzahl an Bewerberpaaren und Einzelbewerbern gegenüber den zur Adoption freigegebenen Kindern nunmehr häufig auf die Vermittlung von Pflegekindern an Pflegefamilien aus. In Pflegefamilien werden Kinder groß, ohne von ihren Herkunftseltern ‚abgeschnitten‘ zu werden. Pflegefamilien und Familien mit ausländischen Adoptivkindern haben heute eine größere Akzeptanz auch deshalb, weil Blutsverwandschaft als

Vorstellung für das Fundament von Familienbindung insgesamt an Bedeutung verliert.

Betrachten wir nun skizzenhaft die strukturellen Veränderungen in der Adoptionspraxis durch die neue Form der offenen Adoption. Für alle Beteiligten im Adoptionskreis hat die Tendenz zur offenen Adoption bemerkenswerte Folgen:

a) Vermittlung: Das Vermittlungsgeschehen ist durch die Tendenz zur offenen Adoption komplexer, anspruchsvoller und schwieriger geworden. Die Notgeschichte der Herkunftsmutter und die Notsituation der annehmenden Eltern spielten sich früher wegen des Inkognitos auf zwei vollkommen verschiedenen Bühnen ab: Beide wurden strikt voneinander ferngehalten. Erst mit dem Aufkommen der offenen Adoption hat die Vermittlung auch die Bereitschaft der zwei Elternpaare zu einer Begegnung mit einzubeziehen. Die soziale Begegnung zwischen Herkunftsmutter und annehmenden Eltern ist nicht einfach und erfordert im Vergleich zu früheren Vermittlungsformen eine intensivere Betreuung der Beteiligten. Vorbei sind die Zeiten einer schnellen Übergabe des Kindes an die neuen Eltern in einem Hintereingang oder bei einer Parkbank. Die Vermittlungsstelle gestaltet sorgfältig das Ritual der Übergabe und ist sich ihrer Rolle als ‚soziale Geburtshelferin‘ bewusster geworden.

Auch die Vorprüfungen und die Vorarbeiten für die Adoptionen sind aufwändiger geworden. Früher wurden aus der großen Schar elternbedürftiger Kinder die so genannt vermittlungsfähigen Kinder ausgesucht. Früher mussten die Kinder Intelligenztests ablegen, um Eltern zu bekommen¹⁰, heute hat sich die Situation geradezu umgekehrt! Heute sind die adoptionswilligen BewerberInnen in der Überzahl.¹¹

b) Herkunftsmütter: Auch für die Herkunftsmütter hat sich einiges verändert durch die Tendenz zur offenen Adoption. Die Trennung vom Kind ist nicht mehr so abrupt und radikal. Zwar gelten noch die alten Gesetze der Inkognito-adoption, aber es setzen sich neue Formen durch, die sich hoffentlich auch in neuen Gesetzen niederschlagen werden. Die Herkunftsmütter hatten es bei den Ämtern früher noch schwerer als heute. Viele Berichte von früheren Vermittlungen sind bekannt, in denen die Herkunftsmütter sich schlecht behandelt und überfordert fühlten. Persönliche Wünsche wurden nicht berücksichtigt, sondern eher das Gefühl vermittelt, die Mütter sollten doch froh sein, dass ihre Kinder in ‚gute Hände‘ kämen. Von der tendenziellen Stigmatisierung¹² der Herkunftsmütter gibt es nunmehr eine Entwicklung hin zur Mitsprache der Herkunftsmutter bei der Auswahl der Eltern für ihr Kind, wenn sie ihr Kind nicht selbst aufziehen kann.

Früher war es z.B. nicht selbstverständlich, dass die als ‚ledig‘ bezeichnete Mutter ihrem Kind einen Namen geben, dass sie sich von ihm verabschieden oder dass sie – falls sie dies wollte – die annehmenden Eltern kennen lernen durfte. Ein Kontakt zwischen der Herkunftsmutter und dem Kind nach der Adoption wurde überhaupt nicht in Betracht gezogen.¹³

In jüngster Zeit ist durch bessere Informationen und stärkere Präsenz des Themas Adoption in den Medien ein rapider Rückgang an Müttern zu verzeichnen, die in die Fremdadoption ihres Kindes einwilligen. Dieser Weg wird von Müttern in Not offenbar immer weniger in Betracht gezogen. Der Grund hierfür liegt unter anderem auch im Gesetzestext, der besagt, dass durch die Adoptionseinwilligung der Herkunftseltern die Verwandtschaft mit ihrem Kind „erlischt“.¹⁴ Diese Bedingung hat an Akzeptabilität verloren.

c) AdoptionsbewerberInnen und annehmende Eltern: Durch die allgemein zunehmende ungewollte Kinderlosigkeit hat sich der Umgang mit diesem Thema gelockert, die Tabuisierungstendenzen sind rückläufig. Was früher ein Schamthema war, wird heute offener diskutiert. In den 50er Jahren war ungewollte Kinderlosigkeit noch ein Tabuthema. Entsprechend wurde in Adoptivfamilien früher öfter eine biologische Elternschaft vorgetäuscht, die Adoption blieb für die Beteiligten ein verschwiegener Komplex von Scham und Minderwertigkeitsgefühl. Durch die vielfältigten Familienformen ist außerdem die Hemmschwelle, ein fremdes Kind anzunehmen, gesunken, die Adoption als Möglichkeit der Elternschaft hat größere gesellschaftliche Akzeptanz gefunden.

d) Auch für die Kinder und erwachsenen Söhne und Töchter der Adoptivfamilie hat sich durch die Tendenz zur offenen Adoption einiges geändert. Allerdings gibt es hierzu noch kaum Forschungsergebnisse. Wesentlich aber ist, dass den Kindern weitgehend keine Verlassenheitsvisionen mehr vermittelt werden, wenn es um ihre Herkunft geht. Die Erzählungen über die Herkunft haben sich geändert. Früher wurde den Kindern mitgeteilt: „Deine Mutter wollte Dich nicht“, die Herkunftsmutter wurde schlecht gemacht oder verurteilt. Durch die Öffnung der Adoption wird heute die Notsituation der Herkunftseltern dargestellt und es werden die Gründe erklärt, die zur doppelten Elternschaft geführt haben.

Das bedeutet für die Kinder in der Adoptivfamilie: weniger Trauma, weniger Identitätsfindungsprobleme, Abnahme von Ängsten und Phantasien – insgesamt bessere Voraussetzungen für die Entwicklung eines positiven Selbstbildes. Zudem ist die Mithilfe bei der Suche nach den Herkunftseltern selbstverständlicher geworden und muss nicht mehr heimlich unternommen werden. Die Suche wird unterstützt von Ämtern und Eltern.

II. Besonderheiten der Adoptivelternschaft

a) Unterschiede zur biologisch fundierten Familie

Adoptivelternschaft ist von Anfang an anders als andere Formen von Elternschaft. Die Wartezeit und die Vorbereitung auf das Kind bedeutet nicht Schwangerschaft, sondern meist Auseinandersetzung mit ungewollter Kinderlosigkeit und Gängen zu den Adoptionsämtern und zu anderen Behörden. Die erste Begegnung mit dem Kind findet nicht im Kreißaal oder im Geburtshaus statt, sondern oft in Amtsstuben. Meistens ist das Kind kein Neugeborenes, sondern älter. Das Kind hat häufig eine Vorgeschichte, die von menschlicher Not gekennzeichnet ist. In der Regel können die annehmenden Eltern nicht sofort äußerliche oder charakterliche Ähnlichkeiten zwischen sich und dem angenommenen Kind feststellen, zudem können sie diese Ähnlichkeiten nicht untermauern mit einem Hinweis auf die gemeinsamen Gene. Das angenommene Kind fällt nicht immer in ein etabliertes Verwandtschaftsnetz, in dem es selbstverständlich angenommen ist. Adoptivelternschaft bedeutet auch: Es muss sondiert werden, wer aus dem bestehenden Verwandtschaftsnetz und Freundesnetz bereit ist, die Adoption mit zu vollziehen und zu tragen.

Adoptivelternschaft ist also in sehr wesentlichen Punkten anders als eine herkömmliche Elternschaft.¹⁵ Aber trotz dieser Unterschiede, trotz dieser unterschiedlichen Art der Familienbegründung sind Adoptivfamilien wie jede Familie an Normalität orientiert und bilden eine Normalität eigener Art.

b) Familienleben mit doppelter Elternschaft

Wie wird in der Adoptivelternschaft Normalität erreicht? Dieser Normalisierungsprozess bzw. dieses ‚*doing family*‘ findet bei jeder Elternschaft statt, liegt aber in der Adoptivfamilie offener zutage als in der biologisch unterfütterten Familie, weil die Adoptivfamilie eine durch einen offensichtlichen Akt von Ämtern ‚hergestellte‘, eine amtlich konstruierte Familie ist.

Adoptivelternschaft bedeutet immer ein Familienleben mit doppelter Elternschaft. Adoptivelterne sind nicht die einzigen Eltern ihrer Kinder, aber sie sind die betreuenden Eltern. Meist bleibt ihnen vieles über die Herkunftseltern und aus der Vorgeschichte ihres Kindes unbekannt, meist kennen sie die Herkunftseltern ihrer Kinder nicht. Dennoch sind die Herkunftseltern und Herkunftsgeschichte der Kinder wichtig und präsent im Selbstbild der Adoptivfamilie, sie gehören zur Familiengeschichte und sind im Selbstbild der Adoptivfamilie integriert.

Adoptivelternschaft und Adoptivfamilie bedeutet, sich Gedanken zu machen über diese Situation einer doppelten Elternschaft. Aufgrund des Fehlens von biologischer Verwandtschaft zwischen den annehmenden Eltern und ihrem Kind ist in Adoptivfamilien die Gemeinschaftsbildung somit auf andere Weise thematisch

als in der gängigen Familienform, die immer implizit und selbstverständlich davon ausgeht, dass es ‚die Biologie‘, das biologische Band ist, das zwischen Vater, Mutter und Kind eine Gemeinschaft stiftet.

Was an der Adoptivelternschaft ist ähnlich oder vergleichbar mit dem, was in einer biologisch fundierten Elternschaft geschieht?¹⁶ Immer schon gab es jedoch verschiedenste Formen sozialer Elternschaft, d.h. Menschen, die nicht Mutter und Vater im biologischen Sinne sind, übernehmen für ein Kind die Elternrolle, indem sie die Bedürfnisse des Kindes nach Nahrung, Kontakt, Ansprache, Pflege und Zuwendung Tag für Tag erfüllen. Das Kind weiß, wer zuständig ist, wenn es Hunger hat; zu wem es läuft, wenn es sich wehgetan hat und wo es jammert, wenn es müde ist. Neugeborene und auch ältere Kinder haben grundsätzlich die Bereitschaft, eine elementare Eltern-Kind-Bindung zu denjenigen Menschen herzustellen, die eine Elternrolle für das Kind zu übernehmen bereit sind. Diese Beziehung wächst Monat für Monat, sodass sich in den ersten Lebensjahren bestimmte Formen des Umgangs miteinander und des Verständnisses füreinander herausbilden können, die je nach Persönlichkeit und Lebensumständen der Eltern für jede Familiengemeinschaft einzigartig sind. Die Mitglieder der Familie wachsen zusammen, sie sind verbunden durch ihre gemeinsame Geschichte. Im Fall von Adoptivfamilien ist das nicht anders.

Wenn das Kind endlich kommt, entsteht die Bindung zum angenommenen Kind genauso unvermittelt, plötzlich, stockend oder langsam wie jede Bindung zu einem ersehnten und erwünschten Kind. Diese Bindung entsteht zögernd, heftig, sanft, herzlich, allmählich oder vielleicht wenig. Sie ist verbunden mit Glück, Angst, Freude, Bedenken, je nachdem. Sie entsteht durch eine erlebte Zusammengehörigkeit, durch erlebten Alltag, durch Rollenzugehörigkeit, durch die beziehungsstiftenden Benennungen ‚Mama‘ und ‚Papa‘, durch das Feiern von Geburtstag, Elternschaft und Verwandtschaft und so fort. Kurz gesagt: Adoptivelternschaft ist eine Form von Elternschaft, die sich im Hinblick auf die Deutungsmuster eines gelebten Alltags nicht augenscheinlich von anderen Formen von Elternschaft unterscheidet.

Genau so wie die Adoptionsvermittlung sich bemüht, eine ‚normale Familie‘ zu konstituieren, verhalten sich auch die zukünftigen Adoptiveltern. Sie orientieren sich an einer Normalvorstellung von Familie und Elternschaft – wie übrigens alle Menschen, die mehr oder weniger vorbereitet in die Elternrolle schlüpfen oder geraten. Sie orientieren sich an dem, was sie kennen. Ihr ‚*doing family*‘ ist meistens ‚*good enough*‘, wie Winnicott es für die Mutterschaft sagt.

Die Normalisierungsbestrebungen der Adoptivfamilie sind von Christa Hoffmann-Riem (vgl. Endnote 4) in vielfältiger Hinsicht untersucht worden, ich weise hier auf ihre preisgekrönte Veröffentlichung von 1985 hin.

Doch was bedeutet Normalisierung? Der Begriff Normalität bezieht sich einerseits auf das Durchschnittliche bzw. statistisch Häufige, andererseits bezieht er sich auf das allgemein Akzeptierte. Das ideologisch verfestigte Normalverhalten umfasst einen Regel- und Verhaltenskodex, den alle internalisiert haben und nach dem sich alle verhalten. Die Breite oder der Spielraum des Normalverhaltens setzt sich ab von einem ‚nicht-normalen‘, unordentlichen (nicht gebilligten) und von einem außer-

ordentlichen, ‚über‘-durchschnittlichen Verhalten. Das Normalverhalten verspricht allgemeine Akzeptiertheit und kulturelle Dazugehörigkeit. Wer diesen Spielraum verlässt, dessen Verhalten wird sanktioniert. Normalisierung bedeutet nunmehr das Praktizieren oder Ausführen bekannter, verständlicher, akzeptierter und allgemeiner Verhaltensmuster in einem bestimmten kulturellen Umfeld. Normalisierung bedeutet in diesem Sinne: Normalwerdung oder: Sich-verhalten nach gängigen Vorstellungen: ein ‚doing‘ in Abwandlung von ‚doing gender‘ könnte von einem ‚doing parents‘ oder ‚doing family‘ gesprochen werden. Dieses ‚doing‘ läuft vorbewusst ab, es ist meist nicht explizit und auch nicht unbedingt explizierbar. Solche Regelkomplexe werden durch das Sozialverhalten eingeübt. Normalität ist immer eine kulturell hergestellte Normalität, auch wenn man ihr das nicht ansieht.

Bei Erving Goffman heißt es:

Eine notwendige Bedingung sozialen Lebens ist, dass alle Teilnehmer einen einzigen Satz normativer Erwartungen teilen, wobei die Normen teilweise durch Institutionalisierung aufrechterhalten werden. Wenn eine Regel gebrochen ist, wird es zu Wiederherstellungsmaßnahmen kommen; dem Schädigenden wird ein Ende gesetzt und der Schaden repariert, entweder durch Kontrollorgane oder durch den Schuldigen selbst.¹⁷

Hoffmann-Riems Ausführungen über die Normalisierungsbestrebungen in Adoptivfamilien können anhand eines Zitates aus einem aufklärerischen Kinderbuch illustriert werden. In *Salamibrot mit Senf* von Sabine Posniak heißt es:

Bei Moritz ist alles genau wie bei anderen Kindern. Er isst am liebsten Spaghetti mit Tomatensoße, Hähnchen oder Salamibrot mit Senf und guckt zuviel Fernsehen und wünscht sich einen Hund. ... Eine Mama und einen Papa hat Moritz natürlich auch. Und die sind auch genauso wie die anderen Mamas und Papas. Seine Mama schimpft genauso oft wie Annas Mama, wenn er zu spät nach Hause kommt oder sein Zimmer nicht aufräumt oder seine Hausaufgaben nicht macht. ... – Ein bisschen anders ist es bei Moritz aber doch. Das weiß zwar jeder, aber so richtig merken tut’s doch keiner. Und eigentlich denkt Moritz auch nie daran.¹⁸

Nur manchmal stellt er solche Fragen: Wie es damals war, als Frau Holbein vom Jugendamt angerufen hat und zu Mama und Papa gesagt hat „Ich habe ein Kind für Sie!“ Und sie das Kind – also ihn, Moritz – dann im Krankenhaus geholt haben. Und welche Mama nun eigentlich ‚richtiger‘ ist, jene, die ihn geboren hat oder jene, bei der er jetzt lebt? Das Kinderbuch von Sabine Posniak ist an der Normalität orientiert. Die Geschichte bringt gleichzeitig die Besonderheit der Adoptivfamilie zur Sprache und macht sie für Moritz und seine jungen Leserinnen und Leser fassbar. Es stellt dabei heraus, dass Adoptivfamilien normale Familien sind, und Moritz ja einfach nur normal sein möchte. Trotz der andersartigen Form der Familiengründung ist auch die Adoptivfamilie (wie jede andere Familienform) an einer Zugehörigkeit zur Normalität orientiert.

c) Drei Typen der Normalisierung der Adoptivelternschaft

In der Adoptivfamilie gibt es drei Typen von Normalisierung, drei Möglichkeiten, wie die Zugehörigkeit zur Normalität erstrebt und erreicht werden soll: 1. die Normalisierung ‚als ob‘, 2. die Normalisierung ‚fast wie‘ und 3. die Normalität eigener Art. Diese drei Verhaltensmuster oder Typen bestehen im Adoptivfamilienalltag nebeneinander und können nur in der Modellbildung so klar unterschieden werden. Die drei Formen werden im Folgenden nur grob skizziert, sie sind in der alltäglichen Lebenspraxis vielfältig ineinander verflochten. Dies schon nur deshalb, weil der besondere Status einer Familie kein Dauerthema ist. Normalisierung bedeutet – wie gesagt – ein ‚*doing family*‘, wobei die Betrachtung der Adoptivelternschaft ein neues Licht auch auf die Konstitution anderer, gängigerer Familienformen wirft.

1.) Normalisierung ‚als ob‘: Das erste Muster hat die Grundform: „Wir tun so, als ob wir eine normale Familie wären“. Dies besagt, dass die Adoptivfamilie nicht über ihren besonderen Status spricht, ihn ignoriert, verheimlicht, verdrängt, versteckt. Die besondere Art der eigenen Familiengründung wird weder im eigenen Selbstverständnis noch im Umgang mit Anderen thematisiert. Wenn dieses Nichtthematisieren der einzige Umgang mit der Adoption bleibt, so wirkt sich das allerdings auf lange Sicht verheerend aus. Dieser erste Typus der Normalisierung war in früheren Zeiten dominant. Er wird eindrücklich beschrieben von der amerikanischen Psychoanalytikerin und Adoptionsforscherin Betty Joan Lifton, die selbst in einer Adoptivfamilie aufgewachsen ist. Sie beschreibt Adoptivfamilien im Amerika der 60er Jahre, in denen Adoption noch weitgehend ein Tabuthema war. Sie spricht vom ‚Als ob‘-Spiel in Adoptivfamilien:

Jeder tut so, als ob der Adoptierte zur Familie gehöre, die ihn oder sie aufzieht, und zwar zu ihr gehöre auf allen Ebenen (...). Jeder muss vorgeben, der Adoptierte habe nie andere Eltern gehabt. Die Adoptivelterne schließen das Kind in die Arme, als ob es Blut von ihrem eigenen Blut wäre, und verlangen von ihm, so zu leben, als ob dies wahr wäre. Es soll an der Illusion teilnehmen.¹⁹

Die Herkunftseltern und die besondere Art der Familiengründung sind tabu. Erving Goffman spricht im Zusammenhang eines Verschweigens des eigenen Andersseins von einer „Scheinnormalität“, wenn das eigene Anderssein versteckt bleibt. Bei der Normalisierung ‚als ob‘ ist allerdings zu unterscheiden, in welchen sozialen Zusammenhängen diese Lebensmöglichkeit oder -unmöglichkeit virulent und relevant ist. Es ist ein Unterschied, ob innerhalb der Adoptivfamilie selbst der Adoptivstatus tabuisiert (verschwiegen) wird oder ob er Außenstehenden gegenüber, in einer engen und weiteren Öffentlichkeit, nicht thematisch wird. Denn Mitglieder von Adoptivfamilien offenbaren ihren Familienstatus meist nur in Situationen, in denen es kommunikationsrelevant ist, d.h. nicht jederzeit und überall.

Es gibt jedoch einen Unterschied zwischen ‚nicht Thema sein‘ und ‚Verschweigen eines Sonderstatus‘. Goffman spricht in diesem Zusammenhang von einem ‚Informationsmanagement‘ im Hinblick auf die eigene Geschichte. Das bedeutet: in bestimmten Situationen ist es eben wichtig, wie und ob Adoptivfamilien über ihre eigene Art der Familiengründung sprechen. Hier liegen die Grenzen der Vergleichbarkeit der Adoptivfamilie mit der Abstammungsfamilie.

Das Thema Adoption spielt in der Familienkommunikation keine Rolle. Das Faktum wurde spätestens bei Schuleintritt mitgeteilt. Da das Adoptivkind nicht nachfragt, scheint es sich auch nicht für die Adoption zu interessieren. Ergebnis: „wir funktionieren wie eine auf biologischer Abstammung beruhende Familie.“

2.) Die zweite Form der Normalisierung drückt sich in folgendem Selbstverständnis aus: „Wir sind wie eine normale Familie“ oder „Wir sind fast wie eine normale Familie“. Diese zweite Form der Normalisierung wird durch einen expliziten Vergleich mit der bestehenden Normalitätsvorstellung vollzogen. Hoffmann-Riem spricht auch von ‚emotionaler Normalisierung‘. Das eigene Selbstverständnis wird hier mit einer als Normalität supponierten Idealvorstellung verglichen. Diese Form der Normalisierung nimmt eine biologisch begründete Normalfamilie zum Maßstab und kennzeichnet sodann ihren eigenen Status im Vergleich mit dieser Vorstellung von Normalfamilie. Im Vergleich soll die Gleichheit oder die Ähnlichkeit mit der Normalfamilie herausgestellt werden. Die Wartezeit wird mit der Schwangerschaft verglichen (dauert nur etwas länger), die Ankunft mit der Geburt, die Ähnlichkeit des Kindes auch mit den Adoptiveltern wird hervorgehoben etc., Normalität wird hergestellt durch Annäherung an die Normvorstellung.

Diese Betonung, dass Adoptivelternschaft so ist wie jede andere auch, entspringt dem Selbstverständnis und dem Selbstempfinden der Adoptivfamilie. Adoptivfamilien reden nicht andauernd über ihren Sonderstatus, sie fühlen sich nicht anders. Die Herkunftsgeschichte ist genauso wenig ein Dauerthema wie Einzelheiten einer schwierigen Geburt. Adoptivfamilien sind oft nicht auf Anhieb erkennbar und oftmals merken oder sehen Außenstehende es nicht einmal, ob es sich um eine Adoptivfamilie bzw. Pflegefamilie handelt oder nicht, deshalb geraten solche Adoptivfamilien seltener in die Lage, Außenstehenden mit dieser Normalisierungsform zu begegnen. Es findet sich dieser Normalisierungstypus vor allem in Familien, deren Familienzusammengehörigkeit offensichtlich nicht durch genealogische Blutsverwandtschaft konstituiert ist; z.B. wenn Eltern und Kinder nicht die gleiche Haut- oder Haarfarbe, Gesichtsform etc. haben. Dem Staunen durch Außenstehende, dass eine Familiengemeinschaft auch ohne biologische Verwandtschaft möglich ist, begegnen solche Adoptivfamilien selbstverständlich damit, dass sie ihre eigene Gleichartigkeit mit anderen ‚normalen‘ Familien hervorheben.

Betrachten wir nun näher das dominante Normalitätsmuster, an dem die Adoptivfamilie sich bemisst, wenn sie sagt „es ist bei uns wie in jeder Familie“. Wie sieht ‚jede Familie‘ aus? Das dominante Normalitätsmuster impliziert die Kernfamilie: den Vater, die Mutter und das mit beiden blutsverwandte Kind. Die Blutsverwandt-

schaft ist dabei das Wesentliche; der gemeinsame Alltag und Haushalt sind sekundär. Diesem Normalitätsmuster wird dabei Natürlichkeit und Naturgegebenheit zugesprochen. Und da die Natur selbst ihre Vorgaben bietet, bleibt der Prozess gesellschaftlicher Institutionalisierung weitgehend verdeckt. „Das von der Natur Geschaffene wird interpretativ ausgeweitet in Richtung auf die Natürlichkeit der Institution.“²⁰ Das normative Potential der bürgerlichen Kleinfamilienform ergibt sich aus einer Überhöhung dieses Familientyps zur natürlichen Familie schlechthin als der von der Natur vorgegebenen Lebensform. Die Normalfamilie gehört gemäß dieser gängigen Überzeugung und Normenvorstellung zusammen, weil man biologisch voneinander abstammt. Die innerliche und äußerliche Ähnlichkeit der Familienmitglieder miteinander, die Verbundenheit der Familienmitglieder und der Zusammenhalt wird dabei stillschweigend auf die genetische Verwandtschaft zurückgeführt. Das gesellschaftlich Gegebene wird retrospektiv biologisch fundiert oder, wie Judith Butler das formuliert, „retrospektiv naturalisiert“. Diese Naturalisierung hat den Sinn, dass die biologisch verwandte Familie als schicksalhaft, nichthinterfragbar, unauflöslich und selbstverständlich, d.h. als naturgegeben empfunden und damit legitimiert wird. In der bürgerlichen Kleinfamilie wird die Blutsverwandtschaft auf diese Weise zum Tabu. Daran darf nicht gerüttelt werden: Blut ist dicker als Wasser, heißt es dann. Ausdrücke wie Blutsbrüderschaft, Blutsverwandtschaft oder „mein Fleisch und Blut“ bezeugen diese starke Option und die Wucht des Geschehens von Zeugung und Geburt eines Kindes. Fehlt diese Wucht des Erlebens von Zeugung und Geburt, so fehlt gemäß der gängigen Normalitätsvorstellung das, was im gängigen Normalitätsmuster als Grund für Bindung und Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder betrachtet wird. Es fehlt das biologische („natürliche“) Fundament.

Wie die Praxis der Adoptionsvermittlung und des gelebten Adoptivfamilienalltags zeigt, entfaltet das normative Potential des dominanten Familientyps seine Wirksamkeit auch in der Adoptionsvermittlung und in der Adoptivfamilie. Doch in der Adoptivfamilie entstehen Schicksalhaftigkeit, Selbstverständlichkeit und Unauflöslichkeit von Bindungen zwischen Eltern und Kindern auf andere Weise: nicht mit dem Rekurs auf eine biologische Basis. In der Adoptivfamilie wird offenkundig, dass Familien kulturell konstituiert sind, dass sie durch gemeinsame Lebensformen Bestand und Kontinuität haben. Familiengemeinschaften werden gestiftet, erneuert, belebt und bestätigt. Solche Gemeinschaften erwachsen nicht (oder wohl gar nicht unbedingt und ausschließlich) auf der Basis von Blut oder Genen. Das Fundament erweist sich als Verbindung, die sich durch die Lebensgemeinschaft herstellt.

Es tritt in der Adoptivfamilie deutlicher als in biologisch fundierten Familie zutage, dass die Zusammengehörigkeit von Gemeinschaften und damit von Familien durch wechselseitiges Bezogensein aufeinander, durch Rituale und Gemeinschaftsstiftungen erzeugt und immer wieder gefestigt wird. Deutlicher gesagt: dass sie sozial konstituiert sind. Anders gesagt: Blut und Gene reichen nicht aus, um Verwandtschaft, Angehörigkeit und Zugehörigkeit zu stiften.²¹

Doch Adoptivelternschaft ist nicht selbstverständlich in einer Gesellschaft, in der die Vorstellung dominiert, dass es vorwiegend wenn nicht ausschließlich ‚die Biologie‘ ist, die das Band zwischen Menschen stiftet. Vor diesem Hintergrund wird Adoptivelternschaft hinterfragbar und bezweifelbar nach dem Motto: „Dann könnte ja jeder mit jedem verwandt sein“ oder nach dem Motto: „Gehört eine solche amtlich hergestellte Familie wirklich zusammen? Sie ist ja bloß künstlich hergestellt.“

Im Adoptivfamilienalltag zeigt sich tatsächlich eine Hinterfragbarkeit und Verletzbarkeit, die in Abstammungsfamilien nicht vorkommt. Goffman nennt das „Diskreditierbarkeit“. Durch sie wird der Adoptivfamilie gerade die postulierte Normalität abgesprochen. Hierzu einige Beispiele.

Wird Außenstehenden der Familienstatus offenbart, indem Mitglieder der Adoptivfamilie erklären: „Wir sind eine Adoptivfamilie“, so kann die Reaktion durchaus sein: „Ach, dann bist du ja gar nicht die Mutter“ oder „Dann ist er/sie ja gar nicht dein Kind“. Selbstverständlich intendiert eine solche Äußerung meistens nicht unbedingt das Absprechen einer Mutterbeziehung, sondern zeigt nur, wie selbstverständlich Elternschaft auf den ersten Blick ausschließlich mit biologischer Verwandtschaft identifiziert wird.

Adoptivelternschaft gerät spätestens hier in ein Dilemma. Denn wie kann diese Form der Elternschaft legitimiert, ‚bewiesen‘ bzw. gerechtfertigt werden ohne die Abwesenheit biologischer Abstammung zu leugnen oder zu verwischen?

III. Die Diskreditierbarkeit der Adoptivfamilie: Zum Umgang mit Vorurteilen

Eine besondere Eigenschaft der Adoptivelternschaft ist es, dass sie zuweilen offen oder heimlich angefochten wird. Sie wird infrage gestellt, argwöhnisch beäugt, bestaunt, halbherzig bewundert („so was könnte ich nicht!“ Was bedeutet: so was würde ich nicht tun) oder auf einen wackligen Sockel gestellt („ihr seid im Grunde gar keine richtige Familie“). Gemäß der Theorie von Erving Goffman sind Menschen mit einem nicht-sichtbaren Stigma diskreditierbar: Sie sind zwar nicht äußerlich sichtbar anders als Andere, sie haben aber ein Problem, weil sie wissen, dass ihre Mitmenschen nicht vorurteilslos sind gegenüber ihren nicht sichtbaren Eigenschaften. Diskreditiert werden bedeutet, dass Betroffene etwa folgende soziale Reaktionen erleben können: Willkürliche Annäherung, Anstarren und offene Aggression bzw. verbale Diskriminierung. Daneben gibt es andere Merkmale sozialer Geringschätzung wie Kommunikationsverweigerung, übertriebene Hilfsbereitschaft, unnötige Hilfsbereitschaft, direkte Diskriminierung durch Abwertung und Selbsterhöhung. Oftmals tragen Stigmatisierte selbst bei zur negativen Interaktion mit ‚Normalen‘, wenn sie ihr Stigma verinnerlicht haben und sich nicht zu wehren wissen.

Verschiedenste Eigenschaften können je nach Umfeld der Betroffenen zu einem Stigma werden bzw. von den Betroffenen als Stigma empfunden werden und entsprechend von einer Normalitätsgruppe behandelt werden: taub sein, adoptiert sein, unehelich sein, jüdisch sein, muslimisch sein, im Gefängnis gewesen sein, homosexuell sein, epileptisch sein, ungewollt kinderlos sein, unverheiratet sein, Analphabet sein. Solche Eigenschaften sind allerdings nicht per se und in jedem gesellschaftlichen Kontext ein Stigma, denn ob es zu einer Stigmatisierung kommt, hängt von der Art der Umgebung und nicht von Eigenschaften der Person oder Personengruppe ab. Infolgedessen sind auch Adoptivfamilien nur dort von einer Stigmatisierung bedroht, wo ein biologisch fundiertes Familienschema dogmatisch überhöht wird und familiäre Bindung ausschließlich an genetische bzw. biologische Fundierung gebunden bleibt. Sogar das Selbstbild von Mitgliedern der im Adoptionskreis Handelnden ist zuweilen geprägt von diesem beschriebenen Vorurteil eines ausschließlich biologisch fundierten Familienideals. Und entsprechend gibt es Vorurteile und Unsicherheiten auch in Adoptivfamilien.

Im Folgenden gebe ich einige Beispiele für solche Infragestellungen oder Diskreditierungen durch Äußerungen von mehr oder weniger Außenstehenden. Denn Adoptivelternschaft wird in rückständigen Gebieten manchmal noch immer nicht als vollwertige Form von Elternschaft und Familienform gesehen. Die Vorurteile richten sich gegen Herkunftseltern, Adoptiveltern und angenommene Kinder gleichermaßen. Gegen die Vermittlungsstellen sind weniger Vorurteile bekannt, sie sind anderer Art, bestehen aber sicher auch.

Eine achtunddreißigjährige Mutter (mit der Miene der Eingeweihten) sagt zu einer frischgebackenen Adoptivmutter:

Sie hätten sich mal besser auf ein eigenes Kind geduldet, ich sag Ihnen, das ist viel schöner. Sind sie denn sicher, dass Sie dieses Kind so lieben können wie ein eigenes?

Hier wird offen ausschließlich eine biologisch fundierte Elternschaft als Maßstab für Elternschaft und Elternliebe dargestellt. Auch in der Bemerkung eines Vaters von fünf Kindern zu einer Adoptivmutter „Dir fehlt einfach der richtige Mutterinstinkt“, wird vorausgesetzt, dass Elternschaft und die Ausbildung von ‚Elterninstinkt‘ an Schwangerschaft gebunden ist. Am deutlichsten ist die Bemerkung: „Wer nie Wehen hatte, hat keine Ahnung von Mutterschaft“.

Doch die Vorurteile gegenüber Adoptivelternschaft betreffen nicht nur die Qualität der Mutter- oder Elternschaft, sondern beziehen sich auch auf die Herkunftseltern des Kindes, auf die Kinder selbst oder auf das Adoptionsgeschehen. Der Vollständigkeit halber seien hier kommentarlos noch einige weitere Reaktionen angeführt. Diese Äußerungen lassen relativ unzensiert Vorurteile, Auffassungen und Meinungen zum Problemkreis Adoption aufblitzen. Es geht hier um Vorurteile, die oft gar nicht bewusst sind, manchmal auch gar nicht böse gemeint sind und unbeachtet geäußert werden. Sie entstammen aus einer Sammlung von Vorurteilen aus

den letzten 20 Jahren. Aufgrund solcher Zeugnisse können gängige Normalitätsvorstellungen eruiert werden.

Wenn ein dreißigjähriger Akademiker beim Anblick eines drei Monate alten Kindes versonnen äußert „So etwas möchte ich auch einmal auf dem Müll finden“, so verrät diese Äußerung ein Vorurteil gegenüber dem Adoptionsgeschehen insgesamt. Die Äußerung geht davon aus, dass Kinder, die zu Adoptiveltern kommen, vorher ‚weggeworfen‘ wurden. Dies entspricht Selbstaussagen von Adoptierten aus den 50er Jahren, die sich selbst manchmal als ‚Müll‘ empfinden.²²

Wenn ein fünfzigjähriger Akademiker, der gerade erfahren hat, dass seine Freunde ein Kind adoptieren, nachdenklich nachfragt: „Bekommt man denn beim Adoptieren auch etwas anderes als Prostituierten- und Syphilitikerkinder?“, so wird aus dieser Frage schon klar, dass die Sicht auf Adoptionsvermittlung sehr eingeschränkt ist und die Kinder als sozusagen ausschließlich als Krankheitsträger wahrgenommen werden.

Ähnliches verrät die Äußerung eines Erwachsenen, dem beim Anblick eines fünfjährigen Jungen folgende Bemerkung entrutscht: „Ich wusste gar nicht, dass man auch so hübsche Kinder adoptieren kann.“ Hier wird vermutet, ein angenommenes Kind müsse hässlich sein, sonst wäre es wohl nicht ‚weggegeben‘ worden. Die Notsituation der Herkunftsmutter wird dadurch bagatellisiert. Ein ähnliches Vorurteil, das Adoption und Schönheit in einen Zusammenhang bringt, verrät auch der Ausruf beim Anblick eines Babys: „Wie kann man so etwas Süßes auch nur zur Adoption freigeben?“ Hier wird unterstellt, dass die in die Adoption einwilligende Mutter das Kind weggibt, wenn und weil es hässlich ist. Auch hier wird die Notsituation der Herkunftsmutter nicht zur Kenntnis genommen.

Kinder, die bei Adoptivfamilien aufwachsen, werden von anderen Kindern manchmal gefragt „Wie viel haben deine Eltern für dich bezahlt?“ oder „Das ist ja gar nicht deine Mutter“. Eltern von zwei russischen Kindern wurden gefragt:

„Holen Sie jetzt ganz Russland?“ Und die Mutter eines dunkelhäutigen Kindes wurde (in Anwesenheit ihres Kindes) gefragt: „Wie viel hat der Neger denn gekostet?“

Zum Schluss noch eine Äußerungen, die speziell die Qualität der Adoptivelterntenschaft in Frage stellt. Die Äußerung „Dann sind Deine Eltern ja gar nicht deine richtigen Eltern“ kann nur sinnvoll beantwortet werden mit dem Hinweis auf eine doppelte Elternschaft. Solche Diskreditierungen ermöglichen es nicht mehr, die eigene Normalität nach dem Schema „auch wir sind eine normale Familie“ herauszustellen, hier empfiehlt sich ein Stigmamanagement, das mehr darauf baut, eine als gegeben gesetzte Normalität in Frage zu stellen durch Er widerungen, die zumindest deutlich machen, von welchen Vorannahmen gängige Normalitätsvorstellungen ausgehen. Hier sind längere Entgegnungen, Klärungen und Widerspruch angesagt.

IV. Adoption als Tabubruch

Menschen aus Adoptivfamilien sind in verschiedener Weise ‚diskreditierbar‘ in einer Umgebung, die nur ein biologisch fundiertes Familienmodell akzeptiert.

Diese Diskreditierbarkeit der Adoptivfamilie hat etwas mit dem Tabubruch und der Tabuisierung zu tun, die mit dem Adoptionsgeschehen verbunden sind. Ein Tabu bezieht sich auf einen Grundsatz oder auf eine Lebensmaxime, die nicht verletzt werden dürfen. Gemeinsame Tabus stabilisieren die Bezugssysteme von Menschen auch durch ihre emotionale Aufladung. Tabubrüche werden mit schweren Sanktionen belegt bis hin zum Ausschluss aus Gemeinschaften.

Die meisten Vorurteile gegen Adoptivelternschaft beziehen ihre primäre Stoßrichtung gegen den Tabubruch: Biologische Elternschaft darf und kann nicht willkürlich aufgelöst werden. Adoptionen kann es eigentlich nicht geben, Adoption kann nicht gelingen, weil nur die biologischen Eltern wirkliche Eltern sein können bzw. sollten. Adoptivelternschaft ist bloß künstliche Elternschaft und deshalb ohne wirkliches Fundament.

Der erste Tabubruch im Adoptionsgeschehen ist die Trennung der Herkunftsmutter vom Kind. Der Herkunftsmutter wird unterstellt, sie wolle das Kind nicht. Die Notsituation der Herkunftsmutter wird nicht beachtet, nicht zur Kenntnis genommen, und so kommt es zu Äußerungen:

1.) Eine richtige Mutter gibt ihr Kind nicht weg. Eine Mutter, die das tut, ist eine Rabenmutter. Eine Mutter verlässt ihr Kind nicht, man „gibt ein Kind nicht zur Adoption frei“. Eltern haben immer und in jeder Lage für ihre Kinder zu sorgen.

Die Adoptionseinwilligung wird in unserer Gesellschaft als ein solcher Tabubruch gewertet.

Das zweite Tabu bezieht sich auf die unfreiwillig kinderlosen Adoptiveltern.

2.) Adoptiveltern sind unfruchtbar und können aufgrund von Instinktverlust ihre Kinder nicht ‚richtig‘ erziehen. Zu einem stummen Normalitätskatalog im Zusammenhang mit Elternschaft gehört: Wer ein Kind möchte, bekommt auch eins. Und sei es mithilfe der Kinderwunschmedizin. Kaum ein Paar rechnet mit ungewollter Kinderlosigkeit, obwohl viele davon betroffen sind. In vergangenen Jahrhunderten wurde ungewollte Kinderlosigkeit weitgehend tabuisiert und als Strafe Gottes betrachtet.

3.) Die Sanktionierung greift auch über auf das angenommene Kind. Tief verankert ist die Überzeugung: Bei einem angenommenen Kind wisse man nicht, was in ihm steckte, die Herkunftsgene könnten ‚durchbrechen‘ und den labilen Einfluss der sozialen Umgebung zunichte machen. Man denke hier z.B. an Heinrich von Kleists Novelle ‚Der Findling‘, in der deutlich gemacht werden soll, dass ‚fremdes Blut‘ zum Verbrechen führt.

Das Adoptionsgeschehen impliziert somit zunächst ein Außerkraftsein von selbstverständlichen und tief verwurzelten Normalitätsvorstellungen. Die Herkunfts-

eltern, die in die Adoption ihres Kindes einwilligen, halten die Adoptionseinwilligung entsprechend auch danach oft ein Leben lang geheim. Die AdoptionsbewerberInnen wünschen sich ein Kind und eine Familie, für sie ist der Adoptionsweg oft zunächst ein Ausweg oder eine zweite Wahl.

Trotz alledem gelingen Adoptionen. Doch können wir erst dort wirklich von gelungenen Adoptionen sprechen, wo sich eine Notsituation für alle Beteiligten in eine neue Lebensmöglichkeit verwandelt. Der Scham über eine Notsituation wird ein Glück abgerungen, das vorausweist auf ein neuartiges Normalitätsgefüge. Erst wo das Außerkraftsein tief verwurzelter Normen zu neuen Formen der Normalität führt, zum Beispiel zur akzeptierten Situation, dass es möglich ist, Eltern zu sein von Kindern, mit denen keine genetische Verwandtschaft besteht. Und dass es möglich ist, in einer Notsituation einzuwilligen in die Adoption seines Kindes, ohne diskreditiert zu werden.

V. Familienleben mit doppelter Elternschaft als Prototyp für modernes Familienleben

Familienleben mit doppelter oder mehrfacher Elternschaft findet nicht nur in der Adoptivfamilie statt. Ähnliche Konstellationen und Kombinationen, d.h. Umformulierungen der bürgerlichen Kern-, Klein- und Abstammungsfamilie finden wir auch in den Patchworkfamilien (früher Scheidungsfamilien)²³, in Regenbogenfamilien²⁴, in Familiengründungen durch heterologe Insemination oder ähnliche Verfahrensweisen. Auch dort taucht oftmals die Frage nach den wahren Eltern auf – und meist wird die Elternschaft aufgegliedert in einen biologischen und in einen sozialen Part. Doch dieses reduktive Verfahren, das immer nur zu exklusiven Alternativen führt, kann nicht das letzte Wort sein. Wenn Herkunftselternschaft und Familienelternschaft sich vervielfältigen, ist die Reduktion auf ein ‚entweder biologisch‘ oder ‚sozial‘ keine Lösung, sondern führt gerade zur Unlösbarkeit und Unbeantwortbarkeit dringlicher Fragen wie „Wer ist jetzt der Vater?“ Denn es gibt eben beispielsweise zwei Väter. Erst die Verdoppelung, erst das sich Einlassen auf ein Familienleben mit doppelter oder vielfältiger Elternschaft bietet lebbare Lösungswege.

Adoptivelternschaft als realisierte doppelte Elternschaft kann somit als Prototyp moderner Elternschaft und Familienbildung betrachtet werden. In der gesetzlich verankerten Inkognitoadoption ist eine radikale bzw. gesetzliche Trennung der verschiedenen Dimensionen biologischer und sozialer Verbindung gewissermaßen beabsichtigt und gesetzlich realisiert. Durch die Kritik an dieser radikalen Trennung, durch die Adoptiertenbewegung, durch Zusammenschlüsse von Herkunftseltern, durch Adoptivelternkreise und durch fortschrittliche Vermittlungsstellen wurde die Sicht auf ein mögliches Familienleben mit doppelter Elternschaft frei. Adoptivelternschaft ist prototypisch für moderne Formen von Elternschaft, da in der modernen Gesellschaft neue Formen der Gemeinschaft bereits gefunden und längst

praktiziert werden, selbst wenn die Deutungsmuster und Normalitätsvorstellungen noch die alten sind.

Die Umformulierung vom biologischen Fundamentalismus zu vielfältigen Formen von Elternschaft bedeutet, dass die Gemeinschaft und Gemeinsamkeit einer Familie nicht mehr nur ausschließlich als naturgegeben betrachtet wird, sondern eine neue Phantasie im Umgang mit Gemeinschaftsbildungen sich entfalten kann. Wenn Familie als Gemeinschaftsstiftung sozial konstituiert wird und nicht ausschließlich durch ein biologisches Fundament zustande kommt, so müssen sich auch so genannte Abstammungsfamilien oder biologische Familien mehr überlegen und dürfen nicht mehr nur auf die Natur vertrauen. Neue Rituale von Zusammengehörigkeit, eine neue Bewertung von Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaften, Nachbarschaften, Lebensgemeinschaften sind angesagt. Es zeigen sich Formen von neuartigen Großfamilien an. Die Möglichkeit einer familialen Zusammengehörigkeit jenseits der biologischen Verwandtschaft eröffnet sensationelle neue Wege. Jeder neue Weg impliziert auch Leiden, Verarbeitung von Leiden, Leidenschaft und die Fähigkeit, aus Nöten und Notsituationen erfinderisch zu werden. Jedes Kind (auch das leibliche) muss mindestens von einer Mutter, von einem Vater, von einer Gemeinschaft oder von einer Institution angenommen werden, damit es überleben kann und jedes Kind (auch das adoptierte) ist ein leibliches Kind.

Anmerkungen

- 1 Andrea Büchler: „Sag mir, wer die Eltern sind... Konzeptionen rechtlicher Elternschaft im Spannungsfeld genetischer Gewissheit und sozialer Geborgenheit“, *AJP* 2004, S. 1184.
- 2 Johann Wolfgang Goethe: *Wahlverwandtschaften*, Tübingen 1809.
- 3 Mirjam Pressler: *Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen*, Weinheim 2004.
- 4 Christa Hoffmann-Riem: *Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft*, München 1985.
- 5 Vgl. Regula Giuliani: „Der verlorene Anfang. Gedanken zur Inkognitoadoption“, in: *GZA-Rundbrief* 1/1999, S. 20-35.
- 6 Vgl. Regula Giuliani: „Mutter ohne Kind. Zum Verfahren der Inkognito-adoption“, in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung. Beziehungen*, Freiburg 2000, S. 125-144.
- 7 Vgl. hierzu auch Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter: *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung*, 4. neu bearbeitete Auflage 2003. (www.bagl.jae.de)
- 8 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim: „Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft“, in Elisabeth Beck-Gernsheim/Ulrich Beck (Hrsg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1994.
- 9 Vgl. Martin R. Textor: „Offene Adoption von Säuglingen“, in: *Unsere Jugend*, herausgegeben von Vera Birtsch/Dieter Kreft/Roland Merten/C. Wolfgang Müller, München/Basel 1988, 40, S. 530-536.
- 10 In einem amerikanischen Kriegsroman *Journal for Margaret* (dt. *Ich adoptiere Margaret*, Ullstein-Verlag 1947) erzählt W. L. White, wie im Institut von Anna Freud in London deutsche Kriegswaisenkinder, die zu englischen und amerikanischen Adoptivfamilien kommen, auf Intelligenz getestet werden. Die klugen Kinder, die in den Tests gut abschneiden, finden zuerst ein Elternhaus. Die Tests bestehen z.B. darin, ein Dreieck mehrmals abzuzeichnen.
- 11 Die Auskünfte über die Auswahlkriterien der Ämter sind noch immer sehr spärlich. Zwar werden in Broschüren immer wieder die Richtlinien für die Adoptionen herausgegeben, aber es gibt wenige Berichte über die Vermittlungspraxis: wie, wann und warum welches Kind an wen vermittelt wird oder worden ist.
- 12 Gemäß der Theorie von Erving Goffman hat ein Individuum ein Stigma, wenn es in unerwünschter Weise anders ist, als wir es antizipiert hatten. Normal sind demgemäß diejenigen, die von den jeweils in Frage stehenden Erwartungen nicht negativ abweichen, d.h. Normale sind jeweils diejenigen, die in einer Gemeinschaft nicht auffallen.
- 13 Was die Namensgebung angeht, so erzählt eine Mutter nach der Entbindung ihres Kindes: „Das Schockierendste in der Kinderklinik war, dass mein Baby nach 10 Tagen noch keinen Namen am Bettchen stehen hatte. 10 Tage hat sie niemand mit ihrem Namen angesprochen. Ich musste darum bitten, ihn aufzuschreiben. Dabei fand ich heraus, dass

- niemals jemand von der Frauenklinik den Namen durchgestellt hatte.“ – Die Namensgebung wurde jenen Müttern, die sich von ihren Kindern trennen, oft schwer gemacht. Dieser Mutter war zugesichert worden, dass sie ihrem Kind einen Namen geben darf, bevor es zu neuen Eltern kommt. Sie hatte aber durch ihre prekäre Lage keine Möglichkeit, diesen Namen auch „durchzusetzen“, in: Evelyn Lindner: „Ja zur offenen Adoption – ein Erfahrungsbericht“, in: *GZA-Rundbrief* Nr. 3/96, S. 6.
- 14 „Nach der Konzeption des Gesetzgebers soll mit der Adoption eines Kindes dessen Verwandtschaft und damit dessen private Rechtsbeziehung (einschließlich die seiner Abkömmlinge) zu seiner leiblichen Familie abgebrochen werden, soweit dies für die Gesellschaft tragbar ist. § 1755 I BGB spricht davon, dass das Verwandtschaftsverhältnis und die sich aus ihm ergebenden Rechte und Pflichten erlöschen.“ Vgl. Helga Oberloskamp: *Wie adoptiere ich ein Kind? Rechtliche Erfordernisse und Folgen, Kindesvermittlung, behördliches und gerichtliches Verfahren*, München 1980, S. 138. Vgl. auch: Wendels Claudia: *Mütter ohne Kinder. Wie Frauen die Adoptiionsfreigabe erleben*, Freiburg 1998.
 - 15 Vgl. hierzu: René A. C. Hoksbergen: „Adoptivelter: Akzeptanz ihrer spezifischen Elternrolle“, in: Harald Paulitz (Hrsg.): *Adoptionen. Positionen. Impulse. Perspektiven*, München 2000, S. 276f.
 - 16 Zum Folgenden vgl. die Internetseite „Adoptivelternschaft“ unter der Adresse: www.adoptivelternschaft.at.
 - 17 Erving Goffman: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt/M. 2003, S. 157.
- Aus Sicht einer lebensweltphänomenologischen Soziologie ist Normalität ein Produkt der Intersubjektivität und stellt eine fundamentale Erfahrungs-, Wissens- und Organisationsform des alltäglichen Milieus dar, die wechselseitige Akzeptiertheit sichert. Normalität stellt so die Anschlussfähigkeit sozialer Handlungen her und ermöglicht die uneingeschränkte Reproduktionsfähigkeit gesellschaftlicher Systeme.
- 18 Sabine Posniak: *Salamibrot mit Senf*, Freiburg/Basel/Wien 1995, S. 5f.
 - 19 Betty Joan Lifton: *Adoption*, München 1987, S. 25 f.
 - 20 Christa Hoffmann-Riem: *Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft*, München 1985, S. 11.
 - 21 Auf das Bindungsverhalten speziell in Adoptivfamilien wird hier nicht genauer eingegangen. Vgl. hierzu z.B.: Edda Harms und Barbara Strelow (Hrsg.): *Das Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien*, Göttingen 1990.
 - 22 Vgl. Roland Schärer (Hrsg.): *Adoptiert. Lebensgeschichten auf der Suche nach dem Anfang*, München 1991.
 - 23 Eine Patchworkfamilie (von engl. *patchwork* = Flickenteppich) ist im Sinne des Wortes ein ‚Flickenteppich‘ aus mehreren verschiedenen Familien. Dieser relativ neue Begriff bezeichnet Familien, bei denen die Eltern ihre jeweiligen Kinder aus vorhergehenden Ehen oder Lebenspartnerschaften in die neue Beziehung eingebracht haben. Die Kinder einer Patchworkfamilie sind also nicht zwangsläufig biologische Verwandte. Dabei kann es sogar vorkommen, dass Kinder eines solchen Haushaltes mit keinem der beiden Elternteile biologisch

verwandt sind. Patchworkfamilien gab es zwar schon immer (wenn sich eine Witwe oder ein Witwer mit Kindern wieder verheiratete), das Phänomen hat jedoch in den letzten Jahren aufgrund der hohen

Scheidungsraten in den westlichen Ländern an Bedeutung gewonnen.

24 Regenbogenfamilien werden Familien genannt, bei denen mindestens ein Elternteil in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft lebt.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth:** „Auf dem Weg in die postfamiliäre Familie – Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandschaft“, in: Beck-Gernsheim, Elisabeth/Ulrich Beck (Hrsg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1994.
- Büchler, Andrea:** „Sag mir, wer die Eltern sind... Konzeptionen rechtlicher Elternschaft im Spannungsfeld genetischer Gewissheit und sozialer Geborgenheit“, *AJP* 2004, S. 1184.
- Geller, Mechthild:** *Biographien Erwachsener Adoptierter – Lebenserfahrungen, Lebensstrategien*, Westarp 1992.
- Giuliani, Regula:** „Der verlorene Anfang. Gedanken zur Inkognitoadoption“, in: *GZA-Rundbrief* 1/1999, S. 20-35.
- Giuliani, Regula:** „Mutter ohne Kind. Zum Verfahren der Inkognitoadoption“, in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung. Beziehungen*, Freiburg 2000, S. 125-144.
- Goethe, Johann Wolfgang:** *Wahlverwandschaften*, Tübingen 1809.
- Goffman, Erving:** *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt/M. 2003.
- Harms, Edda und Barbara Strelow (Hrsg.):** *Das Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien*, Göttingen 1990.
- Hoffmann-Riem, Christa:** *Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft*, München 1985.
- Hoksbergen, René A.C.:** „Adoptivelter: Akzeptanz ihrer spezifischen Elternrolle“, in: Harald Paulitz (Hrsg.): *Adoptionen. Positionen. Impulse. Perspektiven*, München 2000, S. 249-307.
- Lifton, Betty Joan:** *Adoption*, München 1987.
- Lindner, Evelyn:** „Ja zur offenen Adoption – ein Erfahrungsbericht“, in: *GZA. Rundbrief* Nr. 3/96, S. 6.
- Lorenz, Konrad:** „Das Gänsekind Martina“, in: Renate Böhme/Katrin Meschkowski (Hrsg.): *Lust an der Natur*, München 1986, S. 24-32.
- Oberloskamp, Helga:** *Wie adoptiere ich ein Kind? Rechtliche Erfordernisse und Folgen, Kindesvermittlung, behördliches und gerichtliches Verfahren*, München 1980.
- Posniak, Sabine:** *Salamibrot mit Senf*, Freiburg/Basel/Wien 1995.
- Pressler, Mirjam:** *Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen*, Weinheim 2004.
- Schärer, Roland (Hrsg.):** *Adoptiert. Lebensgeschichten auf der Suche nach dem Anfang*, München 1991.
- Waldenfels, Bernhard:** *Der Stachel des Fremden*, Frankfurt 1990.
- Wendels, Claudia:** *Mütter ohne Kinder. Wie Frauen die Adoptionsfreigabe erleben*, Freiburg 1998.
- Textor, Martin R.:** „Offene Adoption von Säuglingen“, in: *Unsere Jugend*, herausgegeben von Vera Birtsch/Dieter Kreft/Roland Merten/C. Wolfgang Müller, München/Basel 1988, 40, S. 530-536.
- White, W.L.:** *Ich adoptiere Margaret*, Berlin 1947.

